

Notizen von einer Deutschlandreise (26. September bis 6. Oktober 1948)

Autor(en): **Vischer, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **83 (2003)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Notizen von einer Deutschlandreise (26. September bis 6. Oktober 1948)

Eduard Vischer

Wer heute von einer Reise nach Württemberg zurückkehrt, also etwa über Konstanz, Tuttlingen und Horb nach Tübingen gefahren und von dort nach Schwäbisch Hall weitergereist ist, der steht unter dem Eindruck fruchtbarer, gesegneter Landschaften, herrlicher, unangetasteter Siedlungsbilder. Und wer hier mit den Menschen ins Gespräch kommt, wie es sich auf der Bahn oder auf der Strasse ergeben kann, der sieht den visuellen Eindruck bestätigt: Es geht besser! Die Ernährung ist wieder ordentlich geworden; der erste Blick trifft nur reinlich und mit einer gewissen Sorgfalt gekleidete Menschen; ohne Wohnung ist niemand. Schwerfällig ist noch der Verkehr. Die Bahnen fahren für unsere Begriffe im Schneckentempo, die Wagenfenster sind zwar, sei es aus Holz, sei es aus Glas, wieder instandgestellt, um die Beleuchtung aber, sei es der Bahnwagen, der Wohnräume, der städtischen Strassen ist es noch recht übel bestellt. Automobile fahren nur sehr wenige, die meisten gehören der Besetzungsmacht. Das geistige Leben ist ohne Zweifel rege. In den Buchhandlungen sieht man eine reiche Auswahl von Zeitschriften, die die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit den gegenwärtigen Problemen repräsentieren, auch Bücher erscheinen wieder, unter denen hervorragende Kunstpublikationen, wenn auch fast nur schwarz-weiss bebildert, hervorstechen. Bedrückend ist nur, dass es sich um eine reine Binnenproduktion handelt: Der Deutsche kann weder eine französische noch eine schweizerische Zeitung kaufen, hat keinen Zugang zu den wissenschaftlichen Neuerscheinungen des schweizerischen Verlages, uns bleibt sozusagen unbekannt, was die deutschen Gelehrten und Denker heute wieder zu sagen haben! Wem es vergönnt ist, einen Blick in die Schulstuben eines Gymnasiums zu werfen, stellt mit Befriedigung fest, dass wieder Bücher, Hefte und Schreibmaterialien vorhanden sind, und, was noch wichtiger ist, dass wieder intensiv gelernt und gedacht wird. Unvergesslich bleiben dem Schreibenden die sich über zwei volle Schulstunden ununterbrochen hinziehenden Lehrgespräche über Wilhelm Meister, in denen nicht das geringste Zeichen von Unaufmerksamkeit oder Erlahmen zu bemerken war.

Kommt man aus der schwäbischen Landstadt dann allerdings nach Stuttgart, so bietet sich ein anderes Bild. Man muss die Innenstadt mit der überfüllten Strassenbahn durchfahren haben, um ein Bild von einer zerbombten Stadt in sich zu tragen. Diese Brandmauern mit den leeren Fensterlücken, kahl dastehende Treppenhäuser mit hervorstehenden T-Balken, Türöffnungen, Tapetenresten – sie zeugen von menschlichen Wohnungen, die keine mehr sind und für die bei weitem noch kein Ersatz geschaffen ist. Die Fassaden des Heidelberger Schlosses, vor denen wir kurz darauf wieder standen – sie erschienen uns jetzt wie die Prototypen dessen, was heute in jeder grösseren deutschen Stadt mit Schauern betrachtet werden muss. In der zerbombten Stadt haben auch die Menschen ein anderes Gesicht: verhärmte Gestalten, hoffnungslose Blicke begegnen auf Schritt und Tritt. Hier sind bis heute auch die psychischen Nachwirkungen der Bombennächte fühlbar. Die Schulkinder sind vielfach nervös oder leiden unter Gedächtnisschwäche, infolge der langandauernden Unterernährung sind sie viel anfälliger für schwere Erkrankungen als normal ernährte Kinder ihres Alters.

Erschütternde Einzelheiten aus der Zeit des Bombenkrieges kamen uns ab und zu zu Ohren: In einem grossen Spital an der Peripherie von Stuttgart begannen einmal, als die Stärke der Detonationen die unmittelbare Nähe des Todes zu verkündigen schien, alle Menschen spontan laut das Unser Vater zu beten. Bei dem grossen Bombardement von Heilbronn verlor der Stadtpfarrer alle seine Angehörigen, Frau, Kinder, Mutter, Geschwister. Er hatte Grundbesitz, den schenkte er der Kirche. Nun hat er in einem Landstädtchen ein neues Leben begonnen. Erschütternde Bilder zeigt auch der grosse Hauptbahnhof von Stuttgart: ausgebrannte Hallen ohne Dach, mit Baracken für Fahrkartenverkauf und dergleichen, Bahnsteige ohne Bedachung, begonnene Wiederherstellungsarbeiten, die wohl noch Jahre in Anspruch nehmen werden. Erquickung bietet der «Sternensaal», die neu erstellte Bahnhofswirtschaft, mit den symbolischen Darstellungen der Sternbilder und der herrlichen Devise: «Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen.» Und wie die Illustration dazu wirkt das kleine Gelass der Bahnhofsmission, wo Hilfskräfte der protestantischen und der katholischen Kirche gemeinsam sich der Verlorenen, aber auch etwa einer Mutter mit ihrem Kindlein, eines alten Mannes, eines jungen, dem eben der einzige Mantel gestohlen worden ist, annehmen.

Diese guten Beziehungen der beiden Konfessionen beschränken sich bis heute nicht etwa nur auf das charitative Gebiet. Das nationalsozialistische Régime hatte mehr und mehr im Christentum seinen entschiedensten Gegner zu sehen, dessen es bei aller Anstrengung nicht Herr zu werden vermochte. Damals fanden sich die Konfessionen auf einer gemeinsamen Ebene. Bernanos' «Journal d'un curé de campagne» war damals, wie uns

versichert wurde, ein Buch, das verband. Die Gemeinschaft, die die bedrohte Lage, die zumal KZ und Gefängnis erwachsen liessen, geht heute in der Form des regen interkonfessionellen Gespräches weiter. In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, dass uns ein gewisses Befremden über Karl Barths gegenwärtige politische Haltung zu Ohren kam. Eine ungleich grössere Bedeutung als einst, so sagte man uns, hat heute der Pfarrer. In allen Nöten des Daseins sucht man ihn heute ohne Scheu auf. Man erwartet aber auch von ihm, dass er eine Fahne aufpflanze, dass er eindeutige Orientierung gebe.

Das unversehrte Land, wo der Wiederaufstieg vor aller Augen liegt, und die zerbombte Stadt – sie stellen zwei Welten dar, auf engem Raume doch nebeneinander ihr Leben führend. Beide aber dürften in ihrem süddeutschen Raume mit seiner vergleichsweise glücklichen Wirtschaftsstruktur sich immer noch recht fühlbar in positiver Weise abheben von den Industriegebieten des Nordens mit ihren zerbombten Wüstenlandschaften, mit ihren Höhlenwohnungen, mit ihrer Ernährungsmisère.



Wie hier in Berlin, so ging es unmittelbar nach Kriegsende in den meisten grösseren Städten Deutschlands ans grosse Aufräumen. Das Gros der Arbeitenden stellten Frauen und Kinder. Die Männer waren entweder gefallen oder in Kriegsgefangenschaft. (LbGl)

Doch auch hier im Süden gilt es, noch tiefer zu dringen. Sicher dürfte sein, dass hier allgemein der kleine Kreis, Dorf also und Kleinstadt, ungemein viel an Eigenleben und Eigenbedeutung gewonnen haben gegenüber der Grossstadt, die einst alles Leben zu absorbieren drohte. Es ist erstaunlich, wie viel hochstehende Veranstaltungen eine schwäbische Kleinstadt heute bietet. Auch die Volkshochschulen sind zu neuem Leben erwacht. Und der Gemeinderat einer solchen Stadt hat heute ein anderes Gesicht und Gewicht als früher. Auch der Intellektuelle sieht es als Ehrenpflicht an, ein Mandat in dieser Behörde anzunehmen. Dass es indes bei dem Rate, einer nach dem Proporz gewählten kleinen Versammlung von 24 Mitgliedern, bleibt, Gemeindeversammlung oder Volksabstimmung nicht existieren, mag den Schweizer erst etwas erstaunen. In Gemeinde und Staat ist es aber eben höchstens die repräsentative Demokratie, was sich findet, die direkte Demokratie ist ausserschweizerischen Gebieten fast ganz fremd. Über Dorf und Stadt aber stehen nun anstelle des Reiches mit seinen Einheitslösungen wieder in alter Autonomie die Mittelstaaten der Länder, wo nach individuellen Lösungen für die drängenden Zukunftsfragen gesucht wird.

Es war dem Schreibenden und seinen Begleitern vergönnt, aus dem Munde des württembergischen Kultministers, des Erziehungsdirektors also, um uns schweizerisch auszudrücken, vieles über die im Wurfe liegenden Schulgesetzprojekte zu hören. Herr Minister Bäuerle, der aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangen ist und vor 1933 besonders auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens tätig war, setzt sich für diese Projekte, denen eine gewisse grossgeschaute Konzeption, Durchdachtheit aber auch bis ins einzelne nicht abgesprochen werden kann, mit dem ihm eigenen Enthusiasmus ein. Es ist eine Gesamtlösung, die alle Stufen einbezieht, mit starkem Nachdruck auf der Volksbildung, mit einem uns nach allem, was ein Jahrhundert lehren konnte, fast unbegreiflich anmutenden Glauben an die wirkende Kraft von Erziehung und Bildung. Mancherlei Einwände sehr ernsthafter Art haben sich gegen diesen Entwurf erhoben. Von ihnen sei hier nicht die Rede, wohl aber von einem mehr formalen Element, das uns aufgefallen ist: Die Gesamtplanung, das sozialistische Element in diesem Schulgesetzentwurf eines Ministers, der sich zu den christlichen Demokraten rechnet. In der Tat, so sagte man uns, als das Gespräch darauf kam, haben heute sozialistische Lösungen in weitesten Kreisen grössten Kredit. Der individualistische Liberale, der ihnen einiges Misstrauen entgegenbringt, erregt beinahe Anstoss.

Der Verfasser dieses Schulgesetzentwurfes errichtet mit ihm sozusagen sein Testament, zieht die Summe seines Lebens. Doch nicht nur er, auch seine Mitarbeiter, sind Menschen, die die Schwelle der Sechzig überschritten haben, sind also Männer, die schon vor 1933 Rang und Namen erreicht

hatten und nun zufolge ihrer untadeligen Haltung während der Zeit des Nazismus im Jahre 1945 sozusagen bereitstanden. Ganz ähnliche Verhältnisse liegen vor an Schulen und Hochschulen. Wir ahnen nur, wie schwierig die Heranbildung einer politischen Elite, einer Elite überhaupt, sein wird, zumal der Krieg in die in Betracht kommenden Generationen furchtbare Lücken gerissen hat.

Alle diese grösseren und kleineren Kreise nun aber stehen unter dem Gesetz einer Vergangenheit, die nicht so leicht abzuschütteln ist. Zunächst könnte scheinen, als ob die Unterschiede zwischen den westeuropäischen Gebieten, über die die deutsche Kriegsmaschine rollte, und den deutschen, die den Rückschlag davon erlebten, nicht so gross sein könnten, dass *ein* Gesetz des Leidens sie alle geprägt hätte. In der Tat, neben den materiellen Schäden stehen da wie dort die Schäden der Seele, Leid und Schmerz des Herzens. Kaum eine Familie ist ohne Verluste geblieben, besonders schlimm, wenn nur einer aus zahlreicher Verwandtschaft übriggeblieben ist, wie jener Zöllner, der fortan in seinem Leben keinen Sinn mehr sehen kann und froh ist, dass seine Ehe kinderlos geblieben ist, wie jene zahlreichen jungen Leute, die ohne Brüder, ohne Freunde sich nach dem Zusammenbruche dem Leben des Alltages wieder gegeben sahen und nun einer kargen Zukunft ohne grosse Hoffnungen entgegengehen. Ein Universitätslehrer versicherte uns, dass von 50 Studenten höchstens drei in normalen bürgerlichen Verhältnissen lebten. Zu gedenken ist endlich jener allzu zahlreichen Menschen, die mit ihrem Heim auch ihre Bücher, ihre Papiere, ihre Familienerinnerungen verloren haben, derer, die nun durch den Währungszerfall vollends zu Atomen der Masse zu werden drohen.

Indessen – über deutschen Landen liegt doch noch anderes als über den andern Ländern. Diese erlebten den Tag der Befreiung von fremder Unterdrückung, jene sind zwar von innerem Geistesdrucke frei geworden, ohne indes gleich die volle Befreiung realisieren zu können, indem an die Stelle der inneren Tyrannei, in deren System fast jeder mehr oder weniger verstrickt war, die äussere Fremdherrschaft getreten ist. Einige weitere Sonderaspekte der deutschen Lage, die uns auffielen, stehen in enger Beziehung zu der Liquidierung des nationalsozialistischen Erbes.

Das Phänomen der Besetzung fällt dem fremden Besucher zuallererst in die Augen. In Konstanz ist das Strassenbild beherrscht von den französischen Rekruten, von denen zwei Bataillone in den Strassen der Stadt liegen. In den Eisenbahnzügen verfügen die Mitglieder der Besetzungsmarine und deren Angehörige über besondere Wagen, die auch dann fast leer durchs Land fahren, wenn die anderen Wagen überfüllt sind. In Konstanz

wie in Tübingen – und anderswo wird es gleich sein – tragen viele namhaftere Gebäude auffallende Affichen der Besetzungsmacht – das Hallenbad in Tübingen etwa ist zur piscine militaire geworden – an besonders markanter Stelle ist beidenorts das gouvernement militaire untergebracht. Diese sogenannten Militärregierungen, die in der Landeshauptstadt wie in allen Kreisstädten etabliert sind, haben die Funktion, alle einzelnen Akte der ordentlichen Behörden zu überprüfen. Um in unserer Sphäre zu bleiben: Ein neues Schulgesetz kann nur in engster Zusammenarbeit mit der Besetzungsmacht zustandekommen, aber selbst die Einführung eines neuen Schulbuches ist von ihrer Zustimmung abhängig, wenn sie nicht geradezu von sich aus Schulbücher herausgibt und deren allgemeine Ingebrauchnahme anordnet.

Es scheint, als ob die Besetzungsmächte vom ersten Tage an bis heute ihre Aufgabe nur unvollkommen erfüllt hätten. Der Nationalist spricht von ihrem Versagen, der Freund der Demokratie und der Verständigung aber äusserst besorgt, allmählich sei es auch ihm nicht mehr möglich, die Besetzungsmacht gegenüber den Ausstellungen, die an ihren Missgriffen geübt werden, in Schutz zu nehmen. Dabei walten sicher von Zone zu Zone grosse Unterschiede. Im Süden kommt sich der Fremde vor wie in einer französischen Kolonie, in der amerikanischen Zone geht alles mindestens viel diskreter vor sich, und die weiteren Differenzierungen ergeben sich aus Charakter, Bildung und gutem Willen der beteiligten Menschen.

Vergleichen wir mit historischen Phänomenen ähnlicher Art, so muss uns besonders auffallen, dass wohl Äusserungen des Ärgers oder der Besorgnis, kaum aber welche, die in der Richtung des *silence de la mer* oder gar der *résistance* gingen, zu vernehmen waren. Ein einziges Mal kam dem Schreibenden das Wort «Vaterland» in gefühlsbetontem Sinne zu Ohren. Patriotismus und Nationalismus sind zusammen mit dem Hitlerismus in den Abgrund gerissen, dazu scheint alles noch von tiefer Müdigkeit, ja Apathie allem Politischen gegenüber erfüllt.

Neben die äussere Fremdherrschaft stellen wir die Umschichtung der Bevölkerung, die ein Ergebnis des Krieges darstellt. Von diesem massenhaften Zustrom der Ostflüchtlinge sieht der flüchtige Reisende wenig. Ist er aber aufmerksam, so vernimmt er darüber vieles und kann sich dessen Bedeutung leicht etwas ausmalen, vergleicht er mit den heimischen Verhältnissen. Die Bevölkerungszahl einer Stadt wie Schwäbisch Hall ist durch diesen Flüchtlingsstrom um die Hälfte gestiegen, von 13 000 auf 20 000 Einwohner. Merkwürdigerweise haben die Amerikaner, die in der Konfessionsspaltung bei den Deutschen ein besonders schlimmes Erbübel sehen, protestantische Flüchtlinge in katholische Dörfer dirigiert und

umgekehrt, «um uns zu erziehen», wie uns unser Gewährsmann ironisch versicherte. Grosse, an sich durchaus vermeidbare Schwierigkeiten sind so entstanden. Im Zusammenhang mit diesem Flüchtlingszustrom mag es stehen, wenn uns ein Volksschullehrer resigniert versicherte, dass in Deutschland die schon von Jacob Burckhardt beklagte Vermassung keineswegs auf die Grossstadt beschränkt sei, sondern ein Phänomen gerade des dörflichen Lebens darstelle, ein zähes Hindernis, das sich der Wirksamkeit des Volksschullehrers hemmend und lähmend entgegenstelle. Andererseits kam uns aber auch recht Positives zu Ohren, was in diesen Zusammenhang gehört. So hörten wir von der siebenköpfigen Familie eines Gymnasiallehrers in einer badischen Kleinstadt, die bis vor einigen Jahren ein kleines ererbtes Häuschen zu ihrer Verfügung hatte. Nun hat sie noch zwei alte Flüchtlingsfrauen und einen jungen Mann aus Südmähren, eine Lettin und eine Familie aus dem zerstörten Pirmasens bei sich aufgenommen. Die Harmonie ihres Familienlebens teilt sich nun auch diesen Gästen mit, und Weihnachten, Ostern und Geburtstage sind grosse Feste, die sie alle gemeinsam feiern.

Was weiter die deutsche Lage kennzeichnet, sind die Tatbestände, die im weitesten Sinne von dem Begriff der «Schuldfrage» erfasst werden. Leicht hatte es, wer gleich im Jahre 1933 wegen seiner sozialdemokratischen Betätigung oder aus ähnlichen Gründen seine Stellung verlor und nun 12 Jahre lang ein Schattendasein zu führen hatte. Ungleich viel schwieriger war daran, wer damals seine Stellung behielt und nun in der Folge den Gewissensfragen, die früher oder später an ihn traten, nicht gewachsen war oder aber solche Gewissensfragen gar nicht zu sehen vermochte, ganz zu schweigen von den wirklich aktiven und überzeugten Parteigenossen. Wer heute mit Deutschen ins Gespräch kommt, der trifft auf den kleinen Nazi, der noch jetzt seine Situation nicht erfasst hat, er trifft aber auch auf viele Fälle, über die einfach den Stab zu brechen er sich sehr hüten muss. Er kann etwa auf jüngere Menschen stossen, die jahrelang als Jugendführer mitgemacht haben, bis sie Dinge sahen, die sie im Innersten erschütterten, sodass sie schauernd zurückwichen und alle aktive Mitarbeit aufgaben. Das war einem Studenten, der sich mit Examensnöten herausreden konnte, relativ leicht möglich, fast unmöglich aber, sofern er nicht das Martyrium auf sich nahm, dem in Amt und Würden Stehenden. Endlich wird er vielleicht in einem Gespräche auch auf die Frage des Widerstandes, der Sabotage gestossen sein. Von einem entschiedenen Gegner des Régimes, einem hochgebildeten Juristen, war zu vernehmen, dass es ihm innerlich unmöglich gewesen wäre, Widerstandshandlungen zu begehen, da diese mit dem Régime auch das Vaterland getroffen hätten. Er wünschte Hitlers Untergang, Deutschlands Niederlage, konnte aber nicht durch Verrat dazu beitragen. Er beneidete die Franzosen, die bei dem Widerstand

gegen Hitler und seine Mitläufer den äusseren Feind trafen, ging indes nicht so weit, die zu verurteilen, denen das Gewissen gebot, dem Treiben des nationalsozialistischen Régimes in Deutschland aktiv in die Speichen zu fallen. Vertretern der Haltung aktiven Widerstandes, wie wir sie jetzt eben durch Ricarda Huchs nachgelassene biographischen Schilderungen (Neue Schweizer Rundschau, September und Oktober 1948) kennen lernen, sind wir nicht begegnet. Darf man aus den wenigen zufälligen Äusserungen, die wir alles in allem vernahmen, einen Schluss ziehen, so dürfte es vor allem der sein, dass hier sehr komplexe Sachverhalte vorliegen, dass in vielen Fällen sicher echte tragische Konflikte vorhanden sind, die nun durch das seither Geschehene erst recht keine Lösung gefunden haben.

Dieser Vielfalt der Verstrickung in den Nationalsozialismus ist nach allgemeinem Urteile das Denazifizierungsverfahren in keiner Weise gerecht geworden. Seine Langsamkeit, seine Äusserlichkeit, seine Unbilligkeit endlich hat viel Verbitterung zurückgelassen und hat, so scheint uns, in weitem Masse die innere Reinigung, die Katharsis, von der Karl Jaspers in seiner «Schuldfrage» spricht, geradezu verhindert, um dafür allenfalls eine mechanische Säuberung einzutauschen.

Indessen – das tiefe Bedürfnis nach einer Reinigung von Dingen, die in ihren unmenschlichen Zielen und Ergebnissen im Grunde die Wenigsten wollten, ist bei vielen Menschen bestehen geblieben. Gar manches Gespräch, das zu führen uns vergönnt war, weist in dieser Richtung. Einmal wurde ausgesprochen, dass «wir Deutsche eigentlich dasselbe – und dasselbe ganz ähnlich – erleben, wie es Dostojewski in seinem «Raskolnikow» beschrieben hat».

Nach den Darlegungen eines guten Kenners der Dinge ist die innere und äussere Lage vieler 25- bis 20jähriger heute besonders schwierig und gefährdet. Diese jungen Menschen sind vielfach ganz innerhalb der nationalsozialistischen Welt herangewachsen, sie standen jahrelang im Krieg, nun sollen sie, aller geistigen Arbeit entwöhnt, ihre Ausbildung zu Ende führen, um nun in ganz neuer Umgebung sich zurechtzufinden. Illustration dazu war es uns, als wir die erschütternde Nachricht von dem verzweifelten Ende eines jungen Mädchens dieser Generation vernahmen, das uns in unseren Studententagen als fröhliches kleines Kindlein einst begegnet war. Vom Weiterwirken des Kriegserlebnisses und dessen Verarbeitung haben wir eigentlich nichts gehört. Umso mehr musste uns interessieren, was in der Septemhernummer der ausgezeichneten «Frankfurter Hefte» darüber zu lesen war. – Besser steht es nach demselben Gewährsmann um die Leute von 18 – 20 Jahren, die heutigen Primaner also. Auch

sie erlebten eine Zeit, wo es keine Zukunft für sie geben zu können schien, wo der lähmende Gedanke sie beherrschte, dass ihrem Leben spätestens um das 20. Jahr ein Ziel gesetzt sei. Diese Perspektive besteht heute nicht mehr. Diese jungen Leute im empfänglichsten Alter haben drei, bald vier Jahre neuer Bildung hinter sich, und sie schauen nun, wenn auch alle unter vergleichsweise dürftigen Bedingungen lebend, doch nicht ohne Hoffnung in die Zukunft.

Nach diesen Fragen der Politik und der Ethik ist noch ein wichtiges weltanschauliches Problem hervorzuheben. «Jedes Volk hat seine Legende», so liess sich in einer Ansprache ein überaus feinsinniger älterer Gymnasiallehrer aus Karlsruhe, ein Meinecke-Schüler übrigens, vernehmen, «die Schweizer ihren Rütlibund, die Amerikaner ihren Unabhängigkeitstag, die Franzosen ihren Bastillesturm – die Deutschen haben ihre Legende verloren, und sie sind weit davon entfernt, sie wiederzufinden». Der Redner spielte auf die Tatsache an, dass durch die Katastrophe des nationalsozialistischen Staates, die den Zusammenbruch des deutschen Reiches mit sich führte, manche bisherige Höhepunkte deutscher Geschichte so fragwürdig geworden sind, dass vom Verlust eines gültigen Geschichtsbildes der Deutschen gesprochen werden kann. Das Gleiche will es besagen, wenn manche Menschen noch unter dem tiefen Eindruck stehen, sie seien um ihre jugendlichen Ideale, um ihren Glauben an die Wahrheit und an das Gute betrogen worden, und sie den Ausweg aus dieser schmerzlichst empfundenen Situation bis heute nicht gefunden haben.

Diesem Umstand entspricht es, dass bis vor kurzem die Erteilung des Geschichtsunterrichtes an den deutschen Schulen sistiert war, dass er eben erst wieder zaghaft aufgenommen wird, vielfach, ohne dass dafür schon ausreichende Lehrmittel zur Verfügung ständen. – Der staatsbürgerlichen Erziehung wird von den massgebenden Stellen der grösste Wert beigemessen. Doch haben die Diskussionen, die darüber im Jahre 1946 in Württemberg geführt worden sind, ergeben, dass daraus kein besonderes Fach gemacht werden soll, dass vielmehr staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung alle Fächer zu durchdringen habe, eine Auffassung, die unseres Wissens auch in der Schweiz weithin geteilt wird.

Nach dem Gesagten ist zu verstehen, dass gerade in Lehrerkreisen das Bedürfnis nach neuer, klarer Orientierung gross ist. Das Programm der Akademie *Comburg* bei Schwäbisch Hall, deren Lehrgänge der Weiterbildung des Lehrers in Nord-Württemberg und Nord-Baden dienen, trägt diesem nicht nur subjektiven, sondern auch objektiven Bedürfnisse in starkem Masse Rechnung. Nach dem eben durchgeführten Lehrgang über «Gestalten und Entscheidungen im 19. Jahrhundert in Deutschland und in

der Schweiz» nimmt die Akademie für Mai 1949 einen solchen über «Situation und Methoden des Geschichtsunterrichtes heute» in Aussicht. – Diese Akademie ist eine ausgezeichnete Einrichtung, um die wir unsere süddeutschen Kollegen beneiden dürfen. Gewiss muss sie von Tagung zu Tagung ihre Methoden noch verfeinern, aber schon jetzt ist der sachliche Wert dessen hoch anzuschlagen, was an dieser alten Kulturstätte von ehrwürdiger Tradition – die Akademie hat ihren Sitz in den Gebäulichkeiten einer alten Benediktinerabtei mit gewaltigen burgartigen Ringmauern in erhöhter Lage mit weitem Blick auf die nordschwäbische Hügellandschaft – geboten wird. Nicht geringer ist wohl die gemeinschaftsbildende Kraft der Institution, die auch wir Gäste erfahren durften. Dass vor buntzusammengewürfelter Teilnehmerschar ein Tischgebet gesprochen wird, wäre bei uns kaum denkbar. Dort schien es ganz natürlich; es ist wohl mit uns vielen über den Tag hinaus eindrucklich geblieben.

Ohne Zweifel können gerade an Lehrgängen wie den eben genannten schweizerische Mitarbeiter manche Handreichung tun. Das ist denn in dem abgelaufenen Kurse auch versucht worden, ob mit Erfolg, steht auf einem anderen Blatte geschrieben.

Von der Aufnahme aber, die wir fanden, ist noch ein Wort zu sagen, und zwar weniger von den ehrenvollen Empfängen durch den Gemeinderat der Stadt Hall und durch das württembergische Kultministerium, als von der Bereitschaft, von uns zu lernen – mehr vielleicht, als wir zu geben hatten – von der rührenden Dankbarkeit und Genugtuung über unser Kommen überhaupt. Viele Deutsche fühlen sich heute verlassen. Es ist ihnen etwas Neues, wenn Ausländer nicht nur urteilen über sie, sondern offen sind für ihre Nöte, von Mensch zu Mensch ihnen begegnen. Man bewundert es beinahe, dass wir den Deutschen so wenig nachtragen für das, was sie uns zgedacht hatten, und wir müssen ihnen dann etwa erklären, dass in dieser Hinsicht denn doch die Lage etwa der Franzosen oder der Holländer eine ganz andere sei als die unsere, die wir eben letzten Endes doch verschont geblieben sind. Dass aus der Schweiz die ersten Bücher in die Kriegsgefangenenlager kamen, ist noch nicht vergessen. Und man rechnet es uns hoch an, dass deutsche Kinder in der Schweiz wie eigene aufgenommen sind, nicht nur von den Gastfamilien, sondern auch von Kameraden und Mitschülern. Das wird noch mehr geschätzt als die gute Ernährung. In einer Begrüßungsrede endlich war dann in fast allzuschönen Worten davon die Rede, wie sich die Schweiz im Munde der Unmündigen ein Lob zubereitet habe.

Wir haben versucht, in unseren Vorträgen sachliche Aufschlüsse zu geben, haben in den Diskussionen Rede und Antwort gestanden, doch glaubte der Berichtstatter in seinen Schlussworten weitergehenden Wün-

schen gegenüber sagen zu müssen, «dass die Gewinnung eines neuen Standortes, neuer Festigkeit, neuer Gesamtauffassungen in geheimen Sphären geschieht, dass das ein jeder als Einzelner selbst vollziehen muss».

Wenn auch zu hoffen ist, dass sich in nicht zu ferner Zeit eine gemeineuropäische Geschichtsauffassung herauskristallisiere, so ist doch wohl im gegenwärtigen Momente noch fast wichtiger, als was Ausländer beibringen können, was besonnene Deutsche Deutschen über die Art zu sagen haben, wie sie deutsche und europäische Geschichte unter den neuen Perspektiven zu sehen beginnen. Aus Büchern wie «Europa und die deutsche Frage» von Gerhard Ritter oder aus der kleinen Erinnerungsschrift an das Jahr 1848 des greisen Friedrich Meinecke geht hervor, in welcher Art um eine neue historische Orientierung gerungen wird, ohne völlig zu verbrennen, was man bisher angebetet hatte.

Aber auch hier dürfte gelten, dass die schwerste Arbeit, dass die eigentlichen Entscheidungen nicht abgenommen werden können, dass sie selbst vollzogen werden müssen. Ein Trost mag den deutschen Kollegen sein, dass auch wir keine fertigen Lösungen anzubieten haben, sondern ein Leben lang daran arbeiten, um sie ringen müssen.

Die obigen Ausführungen enthalten absichtlich nur wenig über Organisation und Verlauf des Ferienkurses auf der Comburg. Uns lag bei unserer ersten Deutschlandreise nach dem Kriege daran, uns selbst ein einigermaßen gesammeltes Bild von der «Situation» zu machen und dieses irgendwie festzuhalten, wenn wir uns auch wohl bewusst sind, dass unsere Reise zu kurz, unsere Unterlagen zu mager sind, als dass zu wirklich soliden Ergebnissen hätte gekommen werden können.

In einem Reisegespräch war von der Möglichkeit eines neuen Krieges die Rede, der schon heute oder morgen ausbrechen könne. Es wurde ausgesprochen, vielleicht müsse die Menschheit das noch durchmachen, um den Entscheid über die rechte Gemeinschaftsform zu finden. Wir versuchten in unsren Eingangsworten auf der Comburg, diese dunkeln Schatten zu beschwören, und an der Schlussfeier haben wir den Wunsch ausgesprochen, die deutschen Kollegen möchten in Frieden an der erzieherischen Aufbauarbeit stehen dürfen, einer Arbeit, die über die Grenzen hinaus im Sinne der Menschenbildung hoffentlich immer mehr dieselbe sein könne.

Glarus, den 30. Oktober 1948



Eduard Vischer im Wohnzimmer der «kleinen Wiese». Anfang der 50er Jahre.
(Privatbesitz)